

Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 1 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern



Zur Wende

Von Peter Bratschi

Der Tag ist versunken dämmrigen Lichts,
Zerzunderten Kleids und zerfurchten Gesichts
Dem Dunkel entgegen schreitet ein Greis.

Sein Rücken trägt schwer, trägt Gram und Weh,
Nacht stürzt herein und im stiebenden Schnee
Entschwindet der Wanderer, verdämmert sein Gleis.

Fernüber jedoch, wo das Sturmlied schweigt,
Am östlichen Rand eine Fackel steigt. —
Und unvermerkt schreitet ein Kind in den Kreis.

Jetzt klinget ein Ton aus den Welten herein.
Wer läutet dem Kinde den Morgen ein? —
Gottvater, sei du's und betreu seine Reis'!

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

24

Da stand das Gefährt schon vor dem Klostergebäude. Bossi, der Kutscher, meldete bei der Pförtnerin, die in einem von Rosen umrankten Erker saß, die frühere Schülerin Fräulein Doia Cesari an.

Ein leiser Schrei Doias. Sie entwand sich Heinrich. Eine entzückende Wendung des Kopfes! Noch einmal schaute das große, dunkle Augenpaar nach ihm zurück; aber nun ließ die Pförtnerin sie eintreten.

Er hatte dabei das niederschmetternde Gefühl, sie würde von ihm hinweg verschlungen; es sei eine stärkere Scheidewand zwischen ihnen als je zuvor. Wie haßte er die schwervergitterten Fenster des Klosters!

Da wandte Bossi den Wagen; in der Stadt erklärte er Landstadel, daß die Pferde bis am andern Morgen stehen müßten.

Was nun mit der Zeit anfangen? — Der Tag war heiß, die Landschaft grau und staubig; Feld und Flur lechzten nach Regen. Unfroh schaute sich Heinrich nach einer frühern Rückfahrtsgelegenheit um, als sie ihm Bossi bot, fand sie, kam nach Capolago und benutzte von da zur Fahrt nach Lugano das Schiff. Obgleich ein angenehmer Wind den Abend kühlte, wurde er nicht friedlicher. Auf dem Boot und in der Stadt drangen ihm von überall her die Namen Grimelli und Botolomeo in die Ohren, jener mit tausend Verwünschungen, dieser mit ebenso viel Worten des Ruhmes und der Bejammernung; in den Ausbrüchen spürte er das lebhafter wallende südliche Blut. Auf den Straßen stand eine Menge Volkes vor Anschlagzetteln der Gendarmerie, die auf die Ergreifung des Verbrechers einharrten. Das alles schlug ihm auf die Seele. Weiß Gott, er liebte Grimelli nicht; er empfand es aber doch als ein äußerst

peinvolles Schauspiel, wie sich die gesamte Bevölkerung rache- und blutigierig auf den Namen des einzelnen warf.

Am See entdeckte Heinrich zwei Viehhändler aus der deutschen Schweiz, die einen Wagen für die Gotthardfahrt gemietet hatten und, um die Reise zu verbilligen, noch einen oder zwei Gefährten für die Nacht suchten. Er schloß sich bis Airolo den beiden an. Am liebsten wäre er noch weiter gereist, bis Tübingen! Es ging ihm wie Doia, vielleicht nur noch stärker; ihre Heimat war ihm durch die Schreckenstat Grimellis verleidet, besonders auch weil sie selber nicht mehr darin weilte. Nur seine Lehrtätigkeit im Hause Testa besaß für ihn noch einigen Reiz; er liebte die Jungen und wußte, daß sie auch an ihm hingen.

Die Fahrt gab sich leidlich. Die Händler, zu denen sich noch ein dritter Deutschschweizer gesellt hatte, erzählten ein paar Spässe, fangen nachher, unbekümmert um das Leid, das auf der einheimischen Bevölkerung ruhte, nicht eben hübsch ein paar Schweizerlieder; dann begann der eine nach dem andern zu schnarchen. Damit schläfernten sie auch Landstadel ein.

Um Mitternacht war eine halbe Stunde Raft in Bellinzona. Man tat sich bei einer Flasche gütlich. Um sich her hörte Heinrich wieder die aufregenden Gespräche über Grimelli und Botolomeo, dessen feierliche Bestattung in Locarno auf den morgigen Tag angeetzt war. Auch die Namen Doias und ihres Vaters, und zwar in abfälligem Sinn. Sie seien durch ihre schwankende und falsche Haltung gegen Grimelli in der Angelegenheit des Hotelbaues schuld, daß er in ein so verfehltes Leben hineingeraten sei.

Und die Leute erzählten von den Schiffen in Altanca.



Landfriedel saß wie auf Nadeln. Während der Weiterfahrt die Windungen und Schlingen der Gotthardstraße empor fand er den Schlaf nicht mehr. Was kümmerte ihn, in welcher Bedeutung schlechtunterrichtete Dritte das Benehmen Cesaris und seiner Tochter sahen? Er selber klammerte sich an das Wort Doias: „Ich will dir in Liebe folgen und in Tübingen dein Weib werden!“ Wie trostlos wäre seine Rückfahrt geworden ohne ihre Aussprache!

Der erste Vogel schlug; an den Gipfeln erglomm der Tag. Heinrichs Kopf war vom Sinnen müde.

Schon früh am Morgen langte er in Airolo an und legte sich in dem noch stillen Haus zum Schlaf hin.

Als er nach ein paar Stunden erwachte, saß Cesari, der eben vom Gotthard her angelangt war, übernachtig und abgespant im Eßzimmer. Der Alte dachte so schwer vor sich hin, daß ihn der Eintritt des Hauslehrers fast erschreckte, wollte aber unter der Wucht der Geschehnisse doch nichts von Ruhe wissen und fragte gleich nach Doia.

„Dafür, daß Sie meine Tochter vor Grimelli in Sicherheit brachten, bin ich Ihnen und Testa sehr dankbar“, sagte er. „Wenn ich hier gewesen wäre, hätte ich freilich eine andere Zuflucht erwählt als das Kloster in Como, aber nun.“ —

Eine Frage stieg in Heinrichs Gesicht auf.

„Es sind so Bedenken“, erwiderte Cesari halb ausweichend. „Wie wir mit Carlo in der größten Verlegenheit steckten, äußerte Doia oft, daß sie eher ins Kloster träte, als ihm die Hand reichen. Jedenfalls hat sie sich mit dem Gedanken im stillen vertraut gemacht. Es ist aber nicht der Wunsch eines einsamen Alten wie ich, daß er die Tochter für immer verliere. Ich glaube zwar nicht, daß sie mich je verlasse, bin aber doch froh, daß sie noch einen andern Schutz vor den Anwandlungen der Weltflucht genießt, die hoffnungsreiche Liebe zu Ihnen!“

„Hoffnungsreich? Herr Cesari!“ rief Heinrich und sprang freudig empor.

In die vorher so müden Augen des Sindaco kam ein schöner Glanz: sie ruhten vertrauensvoll auf dem jungen Mann.

„Ich will das Märchen von der Gewerbeausstellung in Basel nicht mehr aufrecht erhalten“, versetzte Cesari fast heiter.

„Nein, ich weiß, Sie waren in Tübingen“, gestand Heinrich.

„So — von wem?“ fragte der Sindaco verwundert, aber mit einem unterdrückten Lachen.

„Von Doia!“

„Nun also, es tut nichts, daß sie Ihnen davon gesprochen hat“, fuhr Cesari fort. „Ich bin durch Pater Placidus zu der Reise bestimmt worden, und sie ist ebenso gut wie kurz ausgefallen. Große Sorgen sind von mir abgewälzt; ich sehe da eine Möglichkeit, wo ich vorher keine sah. Unter gewissen Bedingungen gebe ich es zu, daß Doia und Sie sich die Hand reichen.“

Heinrich wollte dankend auf ihn zueilen; aber Cesari wehrte mit einer Handbewegung ab.

„Die erste Bedingung ist“, erklärte er in freundlicher Ruhe, „daß die Angelegenheit zwischen Ihnen, Doia, Testa und mir ein Geheimnis bleibt, bis“ — er befaß sich — „bis über die furchtbare Grimelligeschichte etwas Gras gewachsen ist. Hoffentlich gelingt die Verhaftung rasch; dann wird auch seine Verurteilung nicht auf sich warten lassen, und wenn er auch nicht lebenslänglich eingesperrt sein wird, so doch Jahre genug, daß er vernünftig mit sich sprechen läßt. Wenn er einmal durch die Gefängnisluft zusammengebrochen ist, werde ich ihn in der Strafanstalt besuchen und ihm für sein späteres Fortkommen einen Betrag anbieten, sofern er bereit ist, in die Hand eines Geistlichen jede Rache an Doia abzuschwören. Vor allem aber möchte ich jetzt Ihren Namen nicht durch eine Verlobung in den

Mund der Leute bringen; es ist für mich wie Doia ein schamvolles Gefühl, daß sie je die Braut Grimellis gewesen ist. Das verstehen Sie.“

Heinrich nickte gedankenvoll.

„Nun die zweite Bedingung; sie stimmt sehr gut zur ersten“, fuhr Cesari fort. „Sie müssen nach Tübingen zurückkehren und Ihre Studien vollenden! Es ist die bestimmte Ansicht aller Ihrer Professoren und Freunde, daß das der einzige gute Weg für Sie ist. Herr Zeuser wird Ihnen darüber noch einen Brief schreiben!“

„Sie haben Ulrich Zeuser kennen gelernt?“ rief Landfriedel.

„Ich saß in Ihrer Freundesrunde auf demselben Platz, auf dem Sie früher gesessen sind“, erzählte der Sindaco lächelnd. „Ich hatte mir für Tübingen ein artiges Märchen zusammengedacht, mit dem ich zuerst zum Rektor des Stiftes ging. Ich sagte, daß Sie sich wegen eines verstauchten Fußes bei mir aufgehalten und bei Ihrem Abschied geäußert hätten, daß Sie nach Tübingen zurückkehren. Nun hätten mich unvermutete Geschäfte nach Schwaben geführt, und bei diesem Anlaß wolle ich mich doch erkundigen, wie es Ihnen ergehe. Und ich bat um die Angabe Ihrer Wohnung. Von Ihrer Heimkehr wollte selbstverständlich niemand etwas wissen; aber das Gespräch über Sie war doch angeknüpft; ich spürte viel wohlwollende Neugier; ein Professor erzählte es dem andern: „Der Herr hat unsern Romfahrer Heinrich Landfriedel gesehen.“ Dann stellte ich selber ein paar unverfängliche Fragen, und ich muß Ihnen gestehen, Sie haben ein gutes Andenken in der Heimat zurückgelassen. Nur Ihre Reise begriff niemand recht; aber gerade der Rektor sagte, daß ihm nicht bange sei um Sie. Der verliert sich nicht; der findet sich von selber wieder!“

Heinrich erglühten die Wangen über das Lob. „Und wie fanden Sie Ulrich Zeuser?“

„Ich erfragte das Gasthaus, in dem Sie mit Ihren Freunden verkehrt hätten, und ging auf den Abend hin, setzte mich in die Nähe der jungen Herren und bat einen zu mir herüber. Da kam der Vorsitzende, Zeuser. Ich wiederholte mein Märchen. Er rief den andern zu: „Nachrichten von Heinrich Landfriedel!“ Ich wurde in die Gesellschaft gebeten. Selbstverständlich verriet ich von Ihren Erlebnissen nicht mehr, als ich für gut hielt, und hörte den jungen Leuten um so aufmerksamer zu. Ich freue mich, Sie haben gute Freunde, und das ist in meinen Augen für jeden jungen Mann ein Ehrenblatt. Zeuser, der mir am besten gefallen hat, führte mich darauf ins Gasthaus zum „Waldhorn“. Mein Märchen von Ihrer Rückreise nach Tübingen zerfiel dort freilich. Ihre Schwester wußte, daß Sie in Airolo sind. Sie schöpfte irgend einen Verdacht, ich sei Geldes wegen gekommen. Ich ließ sie im ungewissen. Mittlererweile kam das Telegramm von Testa, das mich tief erschreckte. Da für Doias Sicherheit Vorkehrungen getroffen waren und der Zug, der mich in Flüelen die Nachtpost erreichen ließ, erst am Morgen von Tübingen ging, übernachtete ich im „Waldhorn“. Ihre Schwester, die eine brennende Neugier nach dem tiefem Grund meines Besuches nicht verbergen konnte, habe ich etwas in die Karten blicken lassen. Sie sagte sehr lieb, wenn man den Vater sähe, so müsse man von der Tochter eine gute Meinung haben. Kurz wir wurden Freunde, und es kommt vielleicht einmal die Zeit, wo ich gern etwa im „Waldhorn“ einkehre. So hoffe ich. Und was bleibt mir nun noch zu berichten? Daß ich mit einem schönen Eindruck von Tübingen gegangen bin, an dem die Geschichte Ihrer frühern Liebchaft nichts ändert. Sie stehen dort in freundlichem Gedenken. Doch nun sprechen Sie!“

Landfriedel suchte noch nach Worten. Seine Freude war zu stark, sie zu finden.

Da fragte Cesari: „Wo bleibt denn Testa?“

„Er kam furchtbar erregt und abgeschlagen von Balerna zurück“, versetzte Heinrich. „Wie die Mägde berichten, lag er gestern krank und ist vielleicht heute noch nicht ganz wohl.“

Und nun machte er seinem Innern Luft. Seine Stimme wogte vor seelischer Bewegung.

„Ich spüre die Verpflichtung, Ihnen ein treuer Sohn zu werden und für Doia ein Mann, der sie hoch in Ehren hält. Sie haben davon gesprochen, wie schwer sich die Unterschiede überbrücken lassen, die zwischen Ihrem und unserm Volkstum bestehen. Die Liebe ist die starke Brücke. Doia werde ich daheim wie eine Blume hegen und pflegen, von der ich weiß, daß sie aus dem Süden stammt und viel Sonne bedarf!“

Die Worte der Liebe strömten ihm aus dem Herzen.

„Und Ihre Studien?“ fragte der Sindaco.

„Ihr Wunsch trifft sich mit dem meinen; ich nehme sie wieder auf. Bloß eine Bitte, Herr Cesari! Darf ich hier bleiben, bis Doia von Como zurückgekehrt ist? — Ich kann nicht fortgehen, ohne sie noch gesehen und gesprochen zu haben, ohne ihren Segen auf den Weg. Sie sagen ja selber, die Verhaftung Grimellis werde nicht auf sich warten lassen. Zudem geht in Tübingen das laufende Semester zu Ende; die großen Ferien stehen bevor. Ob ich die nächsten künftigen Tage hier verbringe oder in der Heimat, ist für meine Studien ohne Belang. Und vielleicht darf ich auch Testa nicht ohne weiteres davonlaufen.“

„Das letztere läßt sich ordnen“, erwiderte Cesari bedächtig; „vielees wird ja noch zu erwägen sein! Vielleicht fahren Doia und ich mit Ihnen nach Tübingen und mieten uns dort ein. Ich fürchte, daß die nächsten Monate für meine Tochter und mich hier in den Bergen nicht angenehm sein werden. Die Angelegenheit Grimelli zuckt natürlich noch lange hin und her. Auch soll Doia ernsthaft Deutsch lernen! — Also kein Ueberstürzen, Heinrich!“

„Heinrich?“ Hatte Landsiedel recht gehört? — Ein feuchter Glanz kam in seine Augen.

Er küßte die Hand des Sindaco und stammelte: „Vater!“

„Meinetwegen, für diesen Augenblick, sonst noch nicht“, wehrte Cesari mild. „Wer langsam geht, geht sicher.“

Ein Weilschen war Schweigen zwischen ihnen.

Da erschien noch etwas blaß Testa zum verspäteten Frühstück, und sein Gespräch mit Cesari wandte sich Grimelli zu, mit dem dringenden Wunsch, daß die Verhaftung rasch gelingen möge.

„Ihnen muß ich Dorfarrest geben“, erklärte er Landsiedel, „in den Ort hinein, wo schon wegen der Arbeiter etliche Gendarmen liegen, wagt sich der Verbrecher niemals; es wäre sein Verderben. Du aber, Onkel, erwäge, ob du dich, bis man seiner habhaft ist, nicht von Altanca fern halten solltest.“

„Da wäre ich ein heiterer Sindaco“, spottete Cesari.

„Man kann eine Würde ablegen“, erwiderte Testa. „Im übrigen sind auch oben Gendarmen einquartiert, und die Bevölkerung steht nicht auf der Seite des Mörders, sondern ist schwer beleidigt, daß er einer der Ihrigen ist.“



Frauenbildnis

Gemälde von Fritz Traffélet

„O, im Lauf von hundert Jahren kann das in jedem Ort einmal geschehen“, warf der Sindaco hin und sich zu Landsiedel wendend: „Jedes Land hat etwa Grimellis. Man sprach auch in dem Eisenbahnzug, in dem ich von Tübingen nach Zürich fuhr — es war in der Gegend von Immendingen — über einen Mord. Ein schwäbischer Forstmeister sei ins Elsaß gefahren, um seine Tochter abzuholen, deren Mann, ein Förster, in den Wäldern irgend eines Großindustriellen von Wilderern erschossen worden sei.“

„Tilla Scheck!“ fuhr es Heinrich durchs Herz. „Die Aermste!“ Er sprach aber nicht davon.

Nach dem Mittagessen trat Cesari mit beschwertem Gemüt den Heimweg an.

Landsiedel, dessen Nachmittagsausflug mit den Zöglingen durch das Gebot Testas von selber wegfiel, schrieb Doia einen glücklichen Brief: „Du hast den gütigsten, edelsten Vater. Wie schön, daß die Liebe zu Dir und ihm sich nicht widerspricht, sondern in eins zusammenfällt. In Dir liebe ich zugleich Deinen Vater, in Deinem Vater Dich. Möge er uns recht lange erhalten bleiben!“ Und an einer andern Stelle schrieb er: „Auf meine Heimat bin ich auch so ehrfürchtig stolz! Ich zweifelte zwar nie daran, daß man dort ein freundliches Urteil über mich fällen werde; aber daß die Heimat zu Deinem Vater von mir geredet hat wie von einem guten Sohn, den sie zurückbegehrt, das rührt mich an einer meiner feinsten Herzensfasern. Wenn ich es Dir, Du Liebe, dort nur bereiten kann, wie es mein allerinnigster Wunsch ist.“ —

Neunzehntes Kapitel.

Die Verhaftung Grimellis ließ auf sich warten. —

Landfriedel verlebte eine Reihe stiller Tage, und sie wurden zu Wochen. Testa war nun doch nach Genua gefahren; seine für geistige Anregungen wenig empfängliche Frau kümmerte sich kaum um den Lehrer ihrer Söhne, und der Ersatz der Nachmittagspaziergänge durch Stunden im Haus war so wenig nach dem Geschmack der Jungen wie demjenigen Heinrichs. Testa hatte ihm aber noch einmal bestimmt den Wunsch ausgesprochen, daß er das Dorf nicht verlasse. So blieb es bei der lästigen Beschränkung. Oft überfiel ihn wegen Doia eine dumpfe Unruhe. Dann half ihm wieder ein Brief von ihr über die Verzagttheit hinweg. Wie viel Liebe, Sehnsucht, Bärtlichkeit und Hoffnung standen in ihren Zeilen! Da und dort war ein deutscher Satz eingestreut, damit er merke, wie fleißig sie seine Sprache lerne. „Du hast recht, ich habe den besten Vater, den es auf der Welt gibt. Er hat mir einen Brief über seine Reise und ein Bild von Lübingen gesandt. Die Stadt ist lieb. Ich mag auch die Menschen in Deiner Heimat, die so freundlich und achtungsvoll von Dir gesprochen haben, und liebe, weil ich Dich liebe, auch schon Dein Land. Wir werden dort einmal glücklich sein. Ich denke an ein kleines Haus am Wasser, umgeben von grünen Bäumen. Der Vater schreibt, er hätte bereits eines gesehen, das ihm gefiel.“ —

Heinrich küßte den Brief und küßte das Medaillon mit dem Bild Doias.

War aber an den Briefen nicht doch etwas Befangenes? — Doia erwähnte darin nie mit einem Worte ihres Lebens im Kloster, nie ihrer Freundin Maria-Angela Botolomeo, die er nicht kannte, vor der er aber eine ihm selber unerklärliche Furcht empfand. Das gab ihm zu denken; ihm war, er könne doch nicht so tief in die Seele der Geliebten sehen, wie er es wünschte.

Die Stimmungen in der feinen wechselten wie am Himmel Sonne und Wolken.

Fortsetzung folgt.

* * *

Zur Berner Weihnachts-Ausstellung

Den ersten starken Eindruck empfängt der Besucher gleich in der Eingangshalle und zwar von M. Lauterburgs Gemälde „Auserstehung“. Die muskulöse Figur des Auserstandenen, das Raffinement des roten Schultertuches gegen den dunkelgrünen Untergrund gemahnen an Renaissance-Bilder. Jedenfalls ist das bedeutsame religiöse Thema mit verve und mit starker künstlerischer Ueberlegung angepackt. Ganz der religiösen Kunst hingegeben sehen wir Leo Steck, nur daß er von der Linie aus geht und der Farbe und Fläche sekundäre Stellung zuweist. So drückt im Verkündigungsbild jede Linie am Körper der Maria Demut und Ergebung aus. J. P. Flüß wiederum konzentriert seine Aufmerksamkeit im Gethsemanebild auf die Nachstimmung und die situationschildernde Geste.

Das Genre und das Figurenbild scheinen von den Berner Künstlern fast ganz aufgegeben zu sein, wohl mangels Anregung und Aufträgen. Schade, weil manch ein darstellerisches Talent darob verkümmern muß. Daß solche vorhanden sind, beweisen Porträts wie die von A. Mühllegg, F. Riard und F. Traffelet; letzterer zeigt in einem eleganten Akt, daß er schöne Körper schön zu malen versteht. C. Bieri wiederum zeigt in seinem Entwurf für Wandmalerei „Straßenbau“, sich dem thematischen Figurenbild gewachsen und Fred Stauffer seinerseits hat mit seinem monumentalen „Baustelle“ ein Bild geschaffen, dem ganz gut ein öffentlicher Auftrag für einen Saalschmuck zugrunde liegen könnte. M. Frey-Surbecq's „Junge Mutter“ ist ein Genrebild von starker Vitalität. Es sei

hier noch hingewiesen auf F. Gehris vorzügliches Tierbild „Heimkehr“.

Wie angedeutet, liegt bei der diesjährigen Ausstellung das Hauptgewicht wieder auf dem Stilleben und dem Landschaftsbild. Es fehlt die reiche Rundschau, es fehlen die öffentlichen Aufträge, und so arbeitet der Künstler eben für die Nachfrage aus dem mittelstarken Geldbeutel. Immerhin rechnen Preise von 2000 und 3000 Fr. für Landschaften oder Stilleben mittleren Formates oder etwa gar die Aquarell-Kompositionen (Landschaften kann man hier fast nicht sagen) von L. Moilliet zu 1500, 800 und 700 Fr. auf eine finanzkräftige Rundschau. C. Amiet, C. Lenin, M. Lauterburg, E. Morgenthaler lassen sich die Qualitäten ihrer Bilder bezahlen. Diese sind auch wirklich vorhanden. Amiet überrascht mit einem in Farbe und Zeichnung subtil durchgearbeiteten Bild „Oberbühlhubel“, auf dem ein gelber Dachschild wie ein heller Jauchzer aufleuchtet. Ganz fein in den Farben rot und grün auch die Gartenidylle. Ihm gegenüber E. Morgenthaler mit einem Blumen-Stilleben und einer Herbstlandschaft von großartiger Farbenharmonie. Prochaska und Traffelet im gleichen Saal zeigen Stilleben von hervorragendem Geschmack und von schlichter Eleganz, während Gottfried Obi im untern Saal eine Fruchtschale in dekorativer, aber geschmackfischer Farbengebung auf der Leinwand stehen hat. Dicht daneben übrigens eine Waldlandschaft, die an brauner Täferwand prachtvoll zur Geltung kommen müßte. In einem Spezialgebiet scheint H. Schwarzenbach den Virtuositentitel erstreben zu wollen. Er malt mit ganzer Hingabe und mit unzweifelhaftem künstlerischem Erfolg die Kleinwelt des Wiesen- oder Waldesgrund. Sichtlich steht dem „Meister in der Beschränkung“ noch das Zuviel im Wege. Auch Werner Gfeller, der so reizvolle Ausrufe malt, verliert sich an das Dekorative, wenn er allzuvielen Blümlein nebeneinander auf den Grastepich komponiert. Doch wollen wir von seinem „Teilstück“ des Wandbildes „Waldwiese“, das hoffentlich ausgeführt wird, nicht poreilig auf das Ganze schließen.

Die Landschaften der Berner Maler, insbesondere die des Hügel- und Seegeländes nähern sich merklich wieder der Ideallandschaft oder der Idylle. E. Bock, M. Brack, Pl. Colombi, Giauque, F. Hopf, M. Jacobi, Nyffenegger, W. Keber, E. Schild, L. Senn, G. Straßer, H. Zaugg malen ihre Hügel und Seebilder, ihre Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterlandschaften mit Hingabe an die Aufgabe, dem Wirklichen gerecht zu werden. Mit mehr oder minder Erfolg bringen sie Stimmung, Atmosphäre, bewegte Luft auf die Leinwand. Pl. Colombi zeigt dabei sein meisterliches Können im Malen bewegten Wassers (Oktobermorgen). F. Hopf malt Flusspartien mit beschattetem Uferweg (Am Scherzligweg) ebenfalls mit sicherem Pinsel. A. Mühllegg hat dem Egelmöslü und seinem Pavillon zwei exquisite Farbestimmungen abgewonnen. Jacobi stellt den Ausblick vom Frienisberg nach Norden in einer reich mit reizvollen Details ausgestatteten Landschaft dar, und L. Senn müht sich mit Erfolg, der Riesgrube zu Ins bewegtes Leben einzuhauchen. A. Tiedhe ist seiner Berufung treu geblieben. Er malt immer noch mit souveränem Können Rokoko-Bärte (Jegenstorf) und farbig barocke Stadtansichten (Kinderbad, Sühnerhof in Freiburg).

Eine Bildgruppe für sich sind die Berglandschaften, an denen sich zum Glück nicht Idylliker versuchen. Wo dies doch noch geschieht, kommen Gipsbilder heraus (Brack's Jungfrauengruppe).

Im Gegensatz dazu hat sich E. Brügger an den Felswänden und granitenen Gipfeln seiner Heimat den kraftvollen Stil erarbeitet, der der monumentalen Erscheinung unserer Alpenriesen gerecht wird. A. Glauß hüllt heute seine ehemals geologisch-urzeitlichen Felsen und Gipfel in grünblaue Nebel und wirkt nicht mehr so originell. Wogegen W. Surbecq wieder eine Berglandschaft (Winterabend) zeigt, die den Eindruck des Ueberwirklichen an einer winterlichen Gipfelgruppe bei untergehender Sonne passend wiedergibt. Daneben hat er ein Berghaus, an einer Waldwand gelehnt, hängen, das ganz verblüffend plastisch und lebendig wirkt, dank dem Zusammenspiel